

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Gedichte

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Von der Berufung schwerem Doppelsinne

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-862

VON DER BERUFUNG SCHWEREM DOPPELSINNE

DIE VERSUCHUNG DES HANS BRÜGGEMANN

O Qual des Bildens! Wieder ist die Schneide
am spröden Eichenholze abgeglitten,
hinfließt mein Blut an Petri Faltenkleide.

Die Linke ist mir hundertfach zerschnitten.
Ich hab für müßiger Mönche Augenweide,
für Abtesitelkeit genug gelitten.

Und ob ich sorgsam jeden Fehlschnitt meide,
starrt überscharf der Zweifel am Gelingen,
daran ich täglich mir das Herz zerschneide. —

Ich höre Mönche das Te Deum singen.
Zur Weihe steht mein Altar aufgerichtet.
O, könnt ich dieses Tages Nahn erzwingen!

»Du kannst es, wenn dein Eigensinn verzichtet
auf eine Qual, die du dir selbst ersonnen.
Hoch steht dein Werk im Chore aufgerichtet,

der strengen Prüfung ins Gewölb entronnen,
und düstre Fenster halten aller Enden
mit hehlerischem Zwielight es umspinnen.

Mußt du denn, Tor, dein gutes Blut verschwenden,
um volle Rundung der Gestalt zu geben,
und könntest doch so leicht die Mönche blenden?

Ruf du das *Vorne* ins Gebild und Leben,
doch laß die ungesehenen Hintergründe
sich ihrem Schlaf im rohen Holz ergeben!« —

Versucher du! Wenn ich mich dir verbünde,
so naht sich mir, ins Nichtigte umgelogen,
die ungeheuerlichste Bildnersünde.

Folg ich der Lockung, wer ist dann betrogen?
Ich bin den Bordschholmern nicht verpflichtet.
Mich hat mein Gott in seinen Dienst gezogen.

Vom ewigen Glanze schonungslos belichtet,
umprüft von Augen, die das Holz durchdringen,
steht einst vor ihm mein Altar aufgerichtet.

Gott, du mein Gott, sei gnädig, laß gelingen!
Gab ich dem Werk mich noch mit Vorbehalten,
sieh mich bereit nun, Alles darzubringen!

Brecht auf, ihr Wunden! Strömt auf die Gestalten,
die meine Hände aus dem Holze heben,
ström hin, mein Blut, gib, Herz, bis zum Erkalten!

Was liegt an mir? Das Werk, das Werk muß leben!

MADONNA AM PORTAL
DES STRASSBURGER MÜNSTERS

I.

Du siehst mich an aus weltentrücktem Sinnen,
und das Geheimnis deines Angesichtes
geht, Deutung heischend, mit mir in das Innen.

Als Zeichen der Erhöhung trägt dein schlichtes
Magdtum die Krone schon, und deine Linke
ist Sitz dem Sohne schon des ewigen Lichtes.

Doch der Erkorenheit, die einst im Winke
des Engels aufstand, ist in deinem Knaben
schon vorbestimmt, daß sie am Kreuz hinsinke.

Und da die Brauen sich erhoben haben
zu frohgemutem Staunen, ist am Munde
den Tränenbächen schon ihr Bett gegraben.

Es kam dir früh die ahnungsvolle Kunde
von der Berufung schwerem Doppelsinne,
von Seligkeit und siebenfacher Wunde.

Daß dein bedrängtes Antlitz Stand gewinne
auf scharfen Graten, lebt es zwischen Zähnen
und einem seligen Lächeln mitten inne.

II.

Das Münster-Innen! Wenn die Schatten wähen,
wird hier aus kalten dämmernden Bereichen
kein Trost die lichtbegierigen Seelen nähren.

Und da die bunten Fenster fahl erbleichen,
so geben sie bis tief ins Aschengraue
vom Weinen der Madonna *ihre* Zeichen.

Noch dehnt der Raum sich tot ins Ungenaue;
doch plötzlich brechen siegesfroh die Boten
herein vom Lächeln unsrer lieben Fraue.

Grundloses Wunder du! Nicht auszuloten!
Mit starker Farben vielgestaltem Sprühen
lobsingt das Licht bis in die Gruft der Toten.

Und den gelabten Augen sinkt das Mühen
des Erdentags nicht mehr ins Gnadenlose.
Sie heben sich und sehen in das Glühen

der großen, vollerblühten Wunderrose.

MADONNA IN BRESLAU

Hoch am Haus im Wirrsal alter Gassen,
wo die Menschen ohne Frieden sind,
steinern in den Giebel eingelassen,
steht das Bild der Mutter mit dem Kind.

Leer dies Mutterlächeln, leerem Schweifen
leiht sich die erhobne rechte Hand!
Dunkel bleibt, warum das Kind zum Greifen
diese törichte Gebärde fand. —

Plötzlich rauscht es aus dem Straßenstaube
taumelnd aufwärts bis zur Giebelwand.
Und zum Ruhplatz wird der grauen Taube
die erhobene Madonnenhand.

Hohes Wunder hat dem grauen Steine
diese graue Taube eingefügt.
Und das wirre Bildwerk kommt ins Reine;
in die Wahrheit wendet sich, was lügt.

Immer hat das Kind mit seinem zagen
Greifen um die Taube sich gemüht.
Immer hat die Mutter sie getragen,
immer hat ihr Lächeln so geblüht.

KLOSTERKIRCHE IN NIEDERALTEICH

Ein junger Bruder spielt die Orgel

Schwer und voll und Fundament geworden,
breitet er die ersten Klänge hin.

Aber dann: in lichterem Akkorden
drängt schon eines Steigens Anbeginn.

Immer sieht sein innres Aug den schönen,
prunkhaft-wirren, bunten Hochaltar.

Und er baut ihn noch einmal in Tönen,
und das Übermaß wird schlicht und klar.

Seine junge Inbrunst, fromme Qualen,
was er von der heiligen Mutter glaubt,
wie es sich in süchtigen Spiralen
an gewundenen Säulen höher schraubt!

Lächelnd halten in beschwingtem Reigen
Heilige und Engel sich gefaßt.

Und in ihrem mühelosen Steigen
gilt der Körper fürder nicht als Last.

Aus Gestaltenfülle hoch von beiden
Seiten greifen Arme in den Raum.
In der Richtung stetem Überschneiden
steigt der Blick und weiß sein Steigen kaum.

Die Musik folgt in barocken Böen
erst noch zögernd diesem kühnen Schwung,
und wird leiser in den höhern Höhen;
denn dem Bruder bangt, und er ist jung.

„Trägst du noch, mein ungeprüfter Glaube?“
zagt sein Spiel. Schon ist es nicht mehr weit
bis zum Gipfel, bis zur heiligen Taube
in dem Bilde der Dreieinigkeit.

Und es ist nun sehndem Verlangen
nach dem Letzten solche Scheu gemischt,
daß der letzte Ton im eignen Bangen
wie ein Funke demutvoll erlischt.

Doch er starb nicht, er ging ein ins Ganze
einer Glut, die leuchtet durch die Zeit.
Dieser Funke lebt im Strahlenkranze
um das Bildnis der Dreieinigkeit.

VOR DEM DENKMAL PLATENS IN ANSBACH

Und während du in Gluten standst und bebtest,
schienst du den Menschen unbewegt und kalt.
Sie schalten tot die Kunst, durch die du lebstest,
und ohne Frucht, was dir als Liebe galt.

Sie sagen, daß du nicht den ungestümen,
den hingeebenen Sturz des Blutes kennst.
Sie wollen feilschend Form nur, Haltung rühmen;
sie sagen „Geist“ und meinen — ein Gespenst.

Doch formte hier am Mal der seherische,
gerechte Bildner so den linken Arm,
daß zwischen Arm und Achsel eine Nische
sich zärtlich auftat, herzensnah und warm.

Ein Schwalbenpaar kam suchend angefliegen,
ließ sich verlocken, fand die Nische gut.
In Schirmgebärde um das Nest gebogen,
liegt still der Dichterarm und trägt die Brut.

Die arme Kreatur hat dich verstanden.
Sie weiß es wohl: hier glüht ein heißes Herz,
und seines Schlages letzte Wellen branden
an unser Leben noch durch totes Erz.

Laß mein Bild ins Freie,
 du verfluchter Stein!
 Des Gelingens Weihe
 will nicht mit mir sein.
 Den entsetzten Hammer
 führt die blinde Wut.
 Ach, in solchem Jammer
 ist Zerstören gut!

Um mich zu betäuben
 wie mit bösem Wein,
 soll er hier zerstäuben,
 der verfluchte Stein!
 Fliehen mich die Sinne?
 Wie mein Herzschlag dröhnt!
 Taumelnd halt ich inne,
 matt und unversöhnt.

Hoch und meinem Hassen
 weltenweit entführt,
 steht der Stein gelassen
 noch wie unberührt.
 Mit den kalten Wänden
 wehrt er heißem Weh.
 Und auf meinen Händen
 glitzert Marmorschnee.

Noch in deinem Staube
 blitzt die Hoheit auf.
 Keinem kühnen Raube,
 Flehen nicht und Kauf
 wirst du dich ergeben.
 Härte ist nicht mild.
 Frieden, Blut und Leben
 nimmst du für ein Bild.

1. *Schuldhaft*

Wie sich die Krämer ihren Hals verrenkten,
als mich die Schergen in den Schulturm brachten!
Wie sie zusammenströmten, wie sie lachten,
zum Fest der Gaffer ihre Tücher schwenkten!

Noch besser freilich ist's, den frisch Gehenkten
in seinem letzten Zucken zu betrachten.
Doch soll man das Gegebne nicht verachten
und dankbar nehmen, was die Richter schenkten.

Was kümmert euer Schulturm mich, Gelichter!
Am Anfang seines Lebens stieß den Dichter
in andre Schuldhaft schon ein anderer Richter.

Stets bin ich meinem Werk in Haft geblieben.
Ich habe *seine* Forderung unterschrieben,
und ohn Erbarmen wird sie eingetrieben.

2. Verbannung

Maßt ihr euch an, den Dichter zu verbannen?
Die Sprache, darin ich mein Werk verrichte,
macht mir kein wüstes Afrika zunichte.
Ich trug in ihr das Vaterland von dannen.

Das ganze, große Vaterland umspannen
die Laute dieser Sprache. Im Gedichte
stieg es aus jedem Dunkel mir zum Lichte,
blieb ganz und fest, wie Jahre auch zerrannen.

Was liegt am Staube, den wir nach dem Treiben
des Tages müde von den Schuhen reiben?
Ist er *euch* Vaterland, so mag er's bleiben.

Ich trag es um die Erde als ein Singen.
Raubt mir die Zunge! Laßt mein Ohr zerspringen!
In meiner Seele wird es weiterklingen.

3. Schiffbruch vor Goa

Das Schiff versank. Ich bin ans Land geschwommen
mit einem Arm. Der andre trug erhoben
die Handschrift durch der Brandung höllisch Toben.
Wie es gelang? Ich bin hindurchgekommen.

Ein Untier nach dem andern ward genommen,
die freie Faust ihm ins Gebiß geschoben.
Zerfetzte Spritzer Teufelsgeifer stoben
um mein Gedicht. Ich hab den Strand erklommen.

Einmal nur auf der Höhe der Gefahren
kam sturmverwehter Ruf: „Du Tor, laß fahren!
Gib hin; hier gilt's, das Leben zu bewahren!“

Steht denn das Leben *hier*, das Werk daneben?
Ist eines nicht im anderen gegeben?
In meinem Werke geht es um das Leben.

ASAM IN DER KLOSTERKIRCHE
ZU WELTENBURG

Rund um die Kuppel, frei in den Lüften
geben Engel dem Goldreif Halt.
Lächelnd, zierlich verrenkt in den Hüften,
beugt in den Raum sich des Meisters Gestalt,
stützt den Reif, streckt irdische Hände
ohne Scheu in der Himmlischen Reich.
Fügt er zur Kirche, zum Festsaal die Wände,
seiner wissenden Kunst gilt es gleich.

Mit den Heiligen betend verbündet,
flehen die Frommen um ewiges Heil.
Doch an der Inbrunst, die er entzündet,
hat der lächelnde Meister nicht teil,
ist nicht erhoben und nicht erniedrigt,
nicht vom Gefühl seines Unwerts gequält,
ist nur als Könnender eitel befriedigt,
weil er die Kunstmittel kundig gewählt.

Tief hat der Anblick solcher Vollendung
Schwärme von Fragen uns aufgestört.
Leichtfertig rühmt sich mancher der Sendung,
der nicht weiß, wessen Ruf er gehört.
Prüfen wir sie, die ans Herz uns rühren!
Wenn sie uns mitreißen, wo ist das Ziel?
Wollen sie führen oder verführen?
Treiben sie mit uns ein schändliches Spiel?

DIE SAMMLUNG ZUM WERK

Wie sollten denn spielende Bäche,
die nur ihr Hingleiten suchen,
nur plätschernde Unrast der Schwäche,
dem Mühlenteiche nicht fluchen,
der sie zur Stille zwingt?

Denn noch steht vor der Befreiung
im Sturz auf das Triebrad der Mühlen,
des langsamen Steigens Kasteiung,
das qualvolle, dumpfe Wühlen
der sinnlos gefesselten Kraft. — — —

Wir fluchen den Dämmen und Wehren
der Leiden, die uns hemmen.
Wir meinen die Kräfte zu mehren,
um Dämme hinwegzuschwemmen.
Wir sehn hinterm Wehr nicht das Rad.

Wir *müssen* im Leide uns stauen,
in Schmerzen zum Teiche uns weiten.
Dann wird, was ein Lauf war durch Auen,
ein spielerisch-plätscherndes Gleiten,
zum donnernden Sturz in das Werk.

DER BRUNNEN

Ob auch dein Brunnen solche Tiefe habe,
daß sich im dunklen Schacht der Blick verlor,
du ziehst nicht ungestraft die Gottesgabe
in vollen Eimern an das Licht empor,

wenn du dem Rinnen, Rieseln und dem leisen
Gesicker in der Tiefe unterweilen
nicht Zeit läßt, deinen Brunnen neu zu speisen.
Laß zu geschäftig nicht die Eimer eilen!

Da hilft nicht Ungeduld, kein Wunsch, kein Wille.
Du mußt vergessen, anderm Werk dich neigen!
Dann wird das Wasser stetig in der Stille
an den bemoosten Steinen höher steigen.

Willst du nicht warten, bis in ganz geheimer
und dunkler Stille sich die Wasser finden,
so wirst du einmal trübes Naß im Eimer,
Gewürm und Unrat aus der Tiefe winden.

TRAUMWANDELEI

Herrisch prahlt das Licht aus Menschenhirnen,
daß ihm alles unterworfen sei.

Nahverwandt dem Wandel von Gestirnen,
bleibt das Letzte doch — Traumwandelei.

Hadre nicht am Tag mit Tagesmächten;
rede wie die platte Gasse spricht!

Wisse tief: in den erwählten Nächten
liegt sie unter dir im Sternenlicht.

Sei gewarnt am Tage! Das Gesindel
lauert hämisch, will dich stürzen sehn.

Nur traumwandelnd darfst du ohne Schwindel
auf der Zinne steiler Worte stehn.

SIMILITUDES

„Similitudes amies
qui billez parmi les mots“
Paul Valéry

Ich löse euch, zwei Worte, aus dem Zwange
der Fron, die fremd euch und entfernt gehalten.
Sie hört im Gleichklang blöden Zufall schalten;
sie drohte mit dem Sinn. Da war euch bange.

Vereint in meiner Hand, folgt frei dem Drange,
das Urgeheimnis herrlich zu entfalten!
Des heiligen Anfangs dichtende Gewalten
erhöhn euch neu zu eurem wahren Range.

Das Licht erlosch. Auf meiner Hand erscheinen
zwei Worte mit dem Glanz von Edelsteinen
und glühen gleich als Gleichnis des Alleinen.

Ich bin im Bunde, und die ungeschwächte,
vertraute Gegenwart der Freundesmächte
strahlt tiefe Andacht aus und weiht die Nächte.

WAS MUSSTE SICH VEREINEN?

Wunder, wenn der erblindende
Tag mit letztem Blick am äußersten Ast
der Linde das täglich schwindende
Laub in Licht faßt!

O Glänzen aus Gänze! Krönung des Mühens,
das immer sonst am Stückwerk sich verlor!
Solche Inbrunst geläuterten Glühens
war nie zuvor.

Warum erst heut? Was mußte sich vereinen,
ehe die Schönheit sich vollenden mag?
Sinkende Sonne muß rot aus Abend scheinen
an einem bangenden Oktobertag.

Und innig teuer muß dem Schauenden
mit allem, was zum Ende geht, der Bund sein.
Es muß das Herz dem still Ergrauenden
herbstmüd und wund sein.

DAS UNGESAGTE

„Bilde zum andern Male den schönen
Baum der Welt mit deinem Wort!“
Also hör ich in mir das strenge Geheiß ertönen,
immerfort, immerfort.

Mein armes Wort! Du hast mit Übermächten
vermessen den Kampf gewagt,
und ich befrage dich in schlaflosen Nächten:
Was ist gesagt?

Vielleicht ein Leuchten der feuchten Knospenhülle
im scheuen frühen Licht.
Aber der Blüten und Früchte späte Fülle
ergibt sich dir nicht.

Schön stehn die Knospen vom flüchtigen Glanze
umflossen, wenn es tagt;
aber der Baum, der große, der ganze,
der dauernde bleibt ungesagt.

Baum du der Welt! Ich sehe mit wachsendem Zagen,
wie du dem Reich meines Wortes entragst,
höre, wie du mit deinen Klagen
mich immer härter verklagst.

„Ich will die Schöpfung Gottes nachgestalten!“
 Weh, wenn der Mensch vermessne Wünsche sinnt!
 Das Feste, das schon Form in Zucht gehalten,
 es löst sich neu, wird Meer, verfließt, verrinnt.

Nun stehst du wie ein Tor mit dem Gemäße
 der schwachen Kraft am aufgewühlten Meer.
 Die Brandung rauscht und lacht dir rohe Späße:
 „Du wolltest Schöpfer sein. Nun schöpf mich leer!“

Da fließt in Qual und niebelohnter Mühe
 ein langes, ruheloses Leben hin.
 Am späten Abend ist, wie in der Frühe,
 das ganze Werk noch kläglicher Beginn.

Doch hoffst du Sieg in deinem Schöpferwahne.
 Erst, wenn in deines Sterbens Stille dumpf
 die Brandung ruft, weißt du: das Ungetane,
 das Meer, das Ungestalte heult Triumph.